

# Leseproben Heiko D. Felbrici



Erschienen in:  
Leben, du schönes,  
aufregendes, entsetzliches  
Abenteuer  
2022



Heiko D. Felbrici

## Am Anfang steht die Zeit des Geschehens

... Zur Zeit meiner Geburt, man schrieb das Jahr 1940, war Deutschland noch in einer gänzlich anderen Situation, als wir es heutzutage gewohnt sind.

Nach dem Ersten Weltkrieg war Deutschland zwar nicht besetzt, jedenfalls nicht gänzlich. Lediglich das Saarland hatte sich Frankreich „einverleibt“. Der Streit um die Macht tobte durch Deutschland und führte zu Gewalt, Hunger und Elend. Dann kam die sogenannte Weimarer Republik. Man hatte damit zwar angeblich wieder eine Regierung, doch besser wurde damit... nichts! Die vielen Parteien im Reichstag waren untereinander heillos zerstritten, blockierten sich selbst, während draußen das blanke Chaos herrschte, die Inflation im Raketentempo nach oben schoss, das Volk hungerte, während die Upperclass feierte.

Da trat ein Mann auf die Bühne, ein begabter Rhetoriker (das war er, sonst hätte er nicht Millionen Menschen in seinen Bann ziehen können!), und der gaukelte dem Volk nun vor, dass er alles besser könne, das Volk unter seiner Leitung wieder Wohlstand und Arbeit bekäme und dass alle anderen Nationen dieser Welt keine Daseinsberechtigung hätten. [...] 1933 kam er dann endgültig an die Töpfe der Macht, nicht zuletzt wegen der Unfähigkeit und Zerstrittenheit der gerade amtierenden Regierung, baute nun eifrig ein absolut totalitäres System auf, dem sich alles unterzuordnen hatte. Deutschland wurde unter diesem „Heldenvater“ eine kriegerische, jedoch völlig gesinnungsüberwachte Nation, „wehrfähig“! Was dann ja im September

1939 auch unter Beweis gestellt wurde. Den Ausgang kennen wir. Das Ergebnis waren ca. 65 Millionen Tote!

Bedauerlicherweise sind auf diesen Blender fast alle damaligen Generationen reingefallen und sind ihm gläubig, wie Schafe hinter dem Hammel, gefolgt. Sie haben seine Dogmen, gleichgültig, wie pervers sie gewesen waren, eingesogen wie Muttermilch und ihr ganzes Denken und Fühlen daran ausgerichtet. Der gesamte Nachwuchs wurde ebenso brav nach diesen vorgegebenen Theorien erzogen und „gebildet“. Als jedoch am 9.5.1945 die Kapitulation unterzeichnet werden musste, brach für sehr, sehr viele Menschen ihre ganze schöne heile Welt schlagartig zusammen. Und lag, wie damals auch das ganze Deutschland, in Trümmern. Überall Ruinen, keine Arbeit, wo denn auch?, Notwohnungen, in denen heute nicht mal ein „Berber“ schlafen würde. Und Hunger!

Und die Menschen? Heimatlos, desillusioniert, verzweifelt. Es hat viele Jahre gedauert, bis wieder geordnete Verhältnisse geherrscht haben. Das war die Zeit, in welche ich hineingeboren wurde und mit mir noch viele, viele andere. [...]

Ich stelle mir dazu manchmal die Frage: Womit wird der Mensch wohl in fünfzig Jahren seine Zeit verbringen? Menschliche Arbeit wird da wohl kaum noch benötigt. Wie werden all die Güter, welche dann in großen, voll automatisierten Fabriken hergestellt werden, verteilt? Kann dann „Geld“ immer noch das Maß aller Dinge sein?

Und werden die Menschen überhaupt noch Bücher lesen oder auf einer weichen Unterlage, woraus auch immer, liegen und, nur noch Kopfhörer tragend, einer „künstlichen Intelligenz“ ihre Wünsche zurufen? Soll ich mal ehrlich sein? Ich stelle mir diese Zukunft als erschreckend langweilig und trist und grausam eintönig vor. Schon die heutigen Kinder tun mir unendlich leid.

Wir hatten damals kaum Spielzeug, denn das meiste war vom Krieg eh zerstört. In den Kindergärten, den Erholungsheimen, in letztere konnten wir Kinder manchmal geschickt werden, gab es eigentlich nur Holzspielzeug, teils als Baukästen mit Säulen, kleinen Brücken, Dachdreiecken, aus denen wir, unserer kindlichen Phantasie freien Lauf lassend, alles Mögliche aufbauten. Meist waren es aber lediglich glatt geschliffene Holzteile in allen Variationen, und genau mit diesen spielten wir am allerliebsten. Ich hatte das kleine Glück, noch einen

Steinbaukasten zu besitzen. Ja, das waren Bausteine im wahrsten Sinne des Wortes. Und diese sogar eingefärbt.

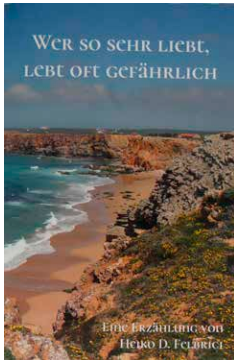
Wir sind hier im Jahre 1946. Welch ein Schatz in der damaligen Zeit, in der es nichts gab, außer Ruinen. Zu dieser Zeit besaß ich selbst nur noch drei Bleisoldaten und zwei kleine Plastikflugzeuge. Mein Bruder hatte auch nicht viel mehr. Diese Plastikflugzeuge gab es damals als Beigabe in jeder „Lindes Kaffee“-Packung. „Lindes“ oder „Kathreiner“, dieser „Kaffeersatz“, samt den dazugehörigen, braunen Zichorien-Scheiben, das war unser täglicher Kaffee. [...]

Heute? Kaum ist ein Kind auf der Welt, nervt es mit seinem natürlichen Geschrei schon die Eltern. Also muss man es ruhigstellen. Zuerst sind es ein paar „harmlose“ Drogen, die wirken zunächst auch, bis dann die Gewöhnungseffekte diese Wirkung zerstören konnten. Inzwischen ist das Kind auch etwas größer geworden, dank der vielen H...-Babynahrung. Es bekommt jetzt, nachdem es Mutters Handy zerstört, Vaters Tastatur auf dem Küchenboden zerschlagen und Opas Hörgerät im Klosett versenkt hat, seinen ersten „Nintendo“. Knöpfchen drücken ist ja sooo einfach. Leider auch ziemlich doof! [...] Danach kommt bald der erste Laptop, der PC, das Handy, stets unter dem elterlichen Vorwand, die Intelligenz des Kindes damit zu fördern. Die Wahrheit ist doch, man will seine elterliche Ruhe haben, und dazu reicht es allemal. So wie es damals bei den früheren „Schlüsselkindern“ das Fünf-Mark-Stück war. „Kind, mach dir 'nen schönen Nachmittag und geh ins Kino!“

Ihr seht, die Zeit ist keine Konstante, sondern hoch variabel, sie bleibt nie stehen. Auch wenn wir Menschen uns dies oft und dabei nur in den glücklichen Momenten wünschen. Dagegen sollte es die unglücklichen Momente erst gar nicht geben. [...]

Zwischen diesen Episoden werde ich euch, meine Leser, vielleicht mit Gedichten etwas langweilen. Gedichte, wer mag das schon? Na ja, vielleicht schaut ihr doch mal hinein. [...] Wo, wie und aus welcher Situation sie entstanden sind, das erkläre ich so, wie es kommt. Gewarnt habe ich euch ja, mein Humor ist böse und rabenschwarz.

Erschienen in:  
Wer so sehr liebt,  
lebt oft gefährlich  
2023



Heiko D. Felbrici

## Prolog

... Die Eltern waren beim großen Lawinenabgang 1952 ums Leben gekommen. Ein Unglück, wie sie in der rauen Bergwelt keine Seltenheit sind, das aber diesmal in seinen furchtbaren Ausmaßen weit über seine Grenzen hinaus bekannt wurde. Zu dieser Zeit, in der unsere Geschichte beginnt, war Leonhard gerade mal 24, seine Schwester Adelheid 12 Jahre alt.

Immer im Kampf mit der harten Natur der Berge und um die eigene Existenz bangend, so lebten die beiden Geschwister nach dem Tod der Eltern dort oben allein und abgeschieden. Manchmal verirrte sich ein Bergsteiger oder ein einsamer Wanderer zu ihnen hinauf, bat um einen Schluck Wasser oder ein Glas Milch und ging anschließend gestärkt wieder seines Weges. Tagein, tagaus, völlig gleichbleibend plätscherte ihr Leben dahin. [...]

Sie lebten von dem, was sie erwirtschafteten. Wie sein Vater, so war auch Leonhard recht geschickt mit Stecheisen und Schnitzmessern. Aus altem Wurzelholz fertigte er allerlei Gerät, darunter auch die allseits beliebten Wurzelmännchen, welche im Alpenraum von den Bewohnern gern an ihre Häuser genagelt wurden.

Zweimal im Jahr stiegen sie auf langen Wegen hinab ins Tal, um an Weihnachten und Ostern ihrer Christenpflicht nachzukommen und in der Pfarrkirche der hl. Anna den Leib des Herrn zu empfangen. An diesen Tagen brachte Leonhard seine Arbeiten zu einem Ankäufer und von dem Erlös wurden dann die notwendigsten Dinge beschafft, hauptsächlich Werkzeug und Petroleum für die Lampen, und auch mal ein Stück Kleidung ersetzt.

Leonhard war inzwischen ein ziemlich unduldsamer Mensch geworden, die ständige Einsamkeit hatte ihn wohl dazu gemacht. Adelheid dagegen war eine stille, arbeitsame Frau, eingeschüchtert vom herrischen Wesen ihres Bruders.

Es war am Nachmittag eines sehr heißen, schwülen Sommertages, als über die Bergkämme, von Süden her kommend, sich eine dunkle, schwarze Wolkenwand langsam und drohend näherte. [...]

Kaum waren sie drinnen in der Stube, da begann es draußen zu toben. Erst kam der Sturm, welcher mit seiner gewaltigen Macht die alten Wetterfichten fast zu Boden drückte. Doch diese alten Bäume waren sturmerprobt und ließen sich zwar ducken, aber nie brechen. Hatten sie doch so manchen Gewittersturm erlebt. Einige Augenblicke später öffnete der Himmel seine Schleusen und schüttete solche Mengen von Wasser herab, dass sich sogar der kleine Bach hinter dem Haus in einen reißenden Strom verwandelte, der sein Wasser in hohen Bögen ins Tal schickte. Dazu blitzte es ununterbrochen und der Donner ließ die alte Alm erzittern. [...]

Plötzlich war alles um sie in eine gleißende Helle getaucht, eine Helligkeit, die mit einem ungeheuren Knall einherging. Und sofort danach rochen beide schon den Rauch eines Feuers. Ein Blitz hatte in ihr Haus geschlagen und es angezündet. Das trockene Holz brannte wie Zunder. [...]

Der kurze Weg vom brennenden Haus bis zur rettenden Scheune hatte beide bis auf die Haut durchnässt. Kein trockener Faden war mehr an ihnen und so begannen sie beide erbärmlich zu frieren. [...]

Nackt und frierend gruben sie sich in den Heuhaufen. Um einander wenigstens ein wenig Wärme zu geben, schlüpfen sie ganz eng aneinander. Leo legte seinen Arm um Adelheid. Irgendwann schliefen sie vor Erschöpfung ein.

Als Leo am Morgen erwachte und die warme, weiche Haut seiner Schwester an sich spürte, da wurden in ihm plötzlich ganz andere Wünsche wach. Wünsche, welche sich sogleich in seinen Lenden bemerkbar machten. Er versuchte, etwas von Adelheid abzurücken, erreichte aber nur, dass diese sich, Wärme suchend, wieder an ihn schmiegte. Leo wagte nicht, sich zu rühren. Wieder versuchte er, etwas abzurücken ...

Erschienen in:  
Das schöne Märchen von  
der goldenen Zukunft  
2023



Heiko D. Felbrici

## Ein trüber Dezembertag

... Zwei lange schwarze Zöpfe fielen über ihren Schulranzen den Rücken hinunter. Das kleine Mädchen hatte dunkle Haut, jeder konnte erkennen, dass es aus einem fernen Land stammte. Das Mädchen weinte still vor sich hin. Menschen eilten an ihm vorbei, manche sahen seine Tränen, gingen aber weiter. Einige drehten sich um und sahen dem Kind einen Augenblick nach. Doch niemand kümmerte sich, fragte, warum es denn weinen würde. Nein, alle hasteten und eilten durch die im Weihnachtsmonat prachtvoll geschmückte Geschäftsstraße der Stadt. [...]

Das kleine Mädchen blieb ab und zu an einem der großen Schaufenster stehen, sah lange hinein, betrachtete all diese schönen Dekorationen und die dazwischen präsentierten Waren, nur um danach mit einem tiefen Seufzer, begleitet von neuen Tränen, weiterzulaufen. So ging es durch viele Straßen. Es war ein langer Weg von der Schule bis zu ihrer Unterkunft [...], einer Containerstadt. Durch ein großes Tor, das von böse blickenden Sicherheitsmännern bewacht wurde, konnte man diese Stadt in der Stadt betreten. Gleich daneben, in einer alten Villa, war die Verwaltung dieser Containerstadt untergebracht.

Tausenderlei Gerüche empfingen den Besucher. Es war eine Mischung aus fremdländischen Gewürzen, aus Abfällen und starken Parfüms. Man hörte Sprachen, die niemand verstand, sah Bewohner, welche wer-weiß-woher gekommen waren, um hier Unterschlupf und Schutz zu finden. Es mutete den Besucher dieser Notsiedlung an, als wäre er in ein fernes Land versetzt worden. Und das alles wurde übertönt von lauter, fremdländischer Musik. Nahe das Zaunes,

auf der Ostseite, duckten sich zwei Baracken unter alte Kastanien. In einer dieser Baracken bekamen die Geflüchteten aus Spenden Kleider, Schuhe und andere Dinge des täglichen Bedarfs. Dazu gab es in der Verwaltung kleine Karten, die dazu berechtigten, sich dort einzudecken. In der zweiten Baracke gab es einen kleinen Markt für Lebensmittel, Obst und Gemüse, daneben noch eine kleine Bäckerei, welche das heimatliche Brot herstellte. [...]

Zielgerichtet lief das Mädchen durch die langen Reihen der gleich aussehenden weißen Container bis zu einer dieser Eisentreppe, die zu den oberen Wohnungen führte. Selbige stieg es empor und lief bis zu einer Tür, an der einige fremde Zeichen und europäische Zahlen angebracht waren. Wer kennt in Europa denn schon diese uralte, aus dem arabischen stammende, paschtunische Schrift oder gar die Sprache? Die Kleine kannte sie sehr wohl, es war ja ihre Muttersprache, und sie trat durch die Tür ins Innere. Gleich an der Tür zog sie sich die Schuhe aus, denn dort, wo sie herkam, betrat man niemals eine Wohnung mit Schuhwerk. Eine ältere Frau, von kräftiger Gestalt, bereits stark ergraut, mit verhärmtem Gesicht, ihre Mutter, kam auf das Kind zu und sprach einige Sätze zu ihm. Gleichzeitig nahm sie dem Kind den Schulranzen vom Rücken und stellte ihn ab. Das Mädchen antwortete seiner Mutter ebenfalls in seiner Heimatsprache. Dann ging ein Wortschwall auf die Mutter nieder und gleichzeitig öffneten sich wieder die Tränenschleusen und das Mädchen schluchzte herzerzerrend. Es erzählte seiner Mutter, dass es in der Schule von größeren Mädchen immer herumgeschubst würde, dass die Jungen es immer an seinen Zöpfen zogen, es „Opfer“ nannten. Am schlimmsten würde es ein großes Mädchen mit seinen Freundinnen aus der Nebenklasse treiben. Jeden Tag kämen die in der Pause zu ihr. Die beiden Freundinnen hielt sie fest, während ihr das Mädchen Schweineschmalz ins Gesicht schmierte. Dabei würden sie singen: „Du bist 'ne Muslimsau. Aus dir wird mal 'ne Schweinefrau!“ Nach diesen Boshaftigkeiten rennen sie immer weg. Das Mädchen schluchzte. Die Mutter war blass geworden. Das, was ihr Kind hier erzählte, das durfte doch nicht wahr sein. Das konnte einfach nicht sein. Nicht in diesem Land!

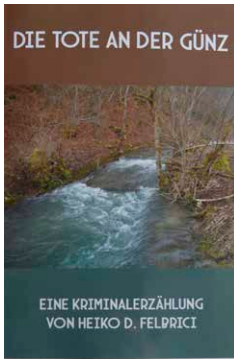
In ihr stiegen wieder Bilder der Erinnerung auf. Als damals der Krieg in ihrer Heimat begann, das war 1978 gewesen, als die Kommunisten einen Staatsstreich inszenierten, welcher dann, anstatt zu der versprochenen Lebensverbesserung, lediglich zu weiteren kriegerischen Auseinandersetzungen führte. Kriege, die bis heute andauern. Inzwi-

schen ist das Land dadurch völlig zerstört und verarmt. Da auch keine Aussicht auf irgendeine Art von Frieden erkennbar war, hatte ihre Familie beschlossen, irgendwo anders auf der Welt wieder ein Leben in Frieden und eine persönliche Zukunft zu suchen. Sie hörten viel von einem Deutschland, in dem es allen Menschen gut gehen sollte, alle Häuser hätten und große Autos fahren würden. Jeder hätte Arbeit und würde viel Geld verdienen können. So erzählten es ihnen zumindest diese Männer, welche behaupteten, schon dort gewesen zu sein und das alles überprüft zu haben. Sie zeigten viele Bilder herum und versprachen, jeden, der es wollte, für einen Bakschisch dorthin zu bringen. Viele Familien sammelten jahrelang Dollar um Dollar, bis sie endlich die geforderten Summen von 3000 bis zu 10.000 US-Dollar zusammenhatten.

Zu Fuß und über abenteuerliche Wege, oft unter Beschuss irgendwelcher Milizen, ununterbrochen bedroht von Räubern, wurden die Geflüchteten nach vielen harten Wochen, ständig angetrieben von ihren Führern, eines Nachts über eine ihnen unbekannte Grenze geschoben. Dort waren ihre Führer dann heimlich verschwunden. Es folgten Festnahmen, endlose Verhöre, schlechte Quartiere, bis sie endlich nach weiteren schlimmen Monaten dieses gelobte Deutschland erreichten. Der Anfang aber war ernüchternd, wieder geprägt von Befragungen, Untersuchungen und Aufhalten in Notunterkünften. In denen gab es keine Intimsphäre, alles lief unter den Augen und Ohren der anderen Geflüchteten ab. Das Schlimmste war jedoch, dass sie alle fast täglich von anderen, ebenfalls Geflüchteten, ja sogar von eigenen Landsleuten ständig bestohlen oder anderweitig bedrängt wurden. [...] Das änderte sich erst, als sie in diese Containerstadt verbracht wurden. Hier fanden sie zunächst einmal Ruhe, selbst wenn der Platz sehr beengt war.

An all dies musste Frau Qurban denken, als sie hörte, was Zahra berichtete. Sie war Witwe, ihren Mann hatte sie früh in einem dieser Kriege in ihrer Heimat, verloren. Und zur Witwe werden ist in Afghanistan ein grausames Schicksal. Den Frauen bleibt ohne einen Versorger nur das Betteln, oder die Prostitution. Auch sie hatte sich mühsam das Geld für ihre Flucht besorgt. Nur ihr erstes Kind war von ihrem Mann, die anderen zwei... Eine Freundin hatte sie vor dem Schlimmsten bewahrt und zum „Hügel der Witwen“ gebracht, einer illegalen Siedlung östlich von Kabul, im hintersten Zipfel des Landes. Von dort hatte sie sich dann eines Tages auf den gefährvollen Weg gemacht ...

Erschienen in:  
Die Tote an der Günz  
2024



Heiko D. Felbrici

## An einem Sonntag im Herbst, so um die Mitte eines fast goldenen Oktobers ...

... geschah es, dass Familie Schneider ihren roten Toyota am südlichen Rand von Westerheim parkte. Die Familienmitglieder Papa Schneider, Mama, Töchterlein und ihr Hund, ein Dackel namens Waldi, stiegen aus. Mit diesen modernen Walkingstöcken, die sie aus dem Kofferraum holten, zogen sie los, folgten dem asphaltierten Weg in Richtung Süden und zu den Ufern der westlichen Günz. Die Schneiders ahnten nicht, dass sie mit ihrem Sonntagsausflug den Anstoß liefern würden, um ein furchtbares Verbrechen aufzudecken, das in die Annalen der Kriminalgeschichte eingehen würde.

Folgen wir also der Familie auf ihrem Weg. Der verlief, nach zwei großen Bögen, zunächst gerade in südwestliche Richtung, den baumbestandenen Ufern des Flüsschens Günz entgegen. Dieses Flüsschen war hier zwar etwas breit geraten, doch das in engen Schlingen verlaufende, durch den Urzeitkies gegrabene Bachbett war in kleine Rinnsale zerrissen, zwischen denen die überall herausschauenden mächtigen Kiesbänke ihre Inseln bildeten. Auf denen tummelten sich Seiden- und Graureiher, Krähen und Singvögel. Niemand störte sie hier. Am Ufer lagen alte, vom Wasser angeschwemmte oder vom Sturm entwurzelte Bäume. Hingeworfen zwischen wilde Brombeerhecken und Büsche, überzogen mit Ranken der Kunkelrebe. Eine richtige Urlandschaft eben.

Als Familie Schneider an einem Punkt angelangt war, an dem die Günz fast an den Weg heranreichte, da machte sich Dackel Waldi plötzlich selbständig und raste mit lautem Gekläff dem

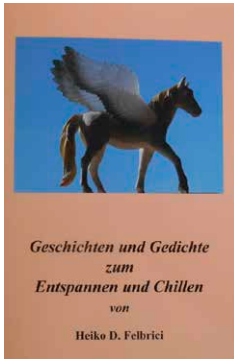
Bach entgegen. Zunächst ließ die Familie ihrem Hund die vermeintliche Freude, sich auszutoben. Doch der Hund kam nicht zurück, sondern bellte und kläffte in einem fort weiter. Papa Schneider ging nun doch nachsehen, warum ihr kleiner Fußwärmer sich derartig aufführte. Er verließ den Weg, lief über die Wiese am Rande der Hecken und Bäume, dem Gebell entgegen. Eine kleine Lichtung war da und öffnete den Blick auf den vorbeifließenden Bach und die mächtigen Kiesbänke. Am rechten Ufer lag ein alter Baumriese, vom Wetter bereits kahl und ohne Rinde. Dort stand der immer noch wild bellende Dackel und sein Fang deutete unter den alten Baum. Langsam ging Herr Schneider näher. Und dann sah er, warum ihr Hund so aufgeregt war, und er wurde kreidebleich. Unter dem kahl gewordenen Stamm dieses alten Baumes sah Herr Schneider ein paar nackte Füße hervorragen, so verwest, dass man unter dunklen Gewebefetzen die Knochen zu sehen bekam. Ein starker Verwesungsgeruch lag ebenfalls in der Luft. Ein Grauen erfasste ihn und die Übelkeit tobte in seinem Magen. Trotzdem ging er tapfer zu seinem Hund, leinte diesen zunächst einmal an, dann sah er sich dessen „Fund“ genauer an. Ihm war klar, dass der oder die Tote wohl schon länger hier gelegen haben musste.

Bleich und mit etwas wackeligen Beinen trottete Herr Schneider, Waldi an der Leine hinter sich herziehend, zurück zu seiner Familie. Erst hier zückte er mit zitternden Fingern sein Handy, rief über die 110 die Polizei und berichtete den Beamten von seinem grausigen Fund. [...]

\*

Kriminalhauptkommissar Antonius Erasmus Fürchtegott Nothammer saß an diesem Tag auf dem Balkon seiner Dreizimmerwohnung in Heimertingen. Er hatte es sich in einem Liegesessel bequem gemacht. Neben ihm, auf einem kleinen Tischchen, stand eine Flasche „Korbilianer Dunkel“. Ein Bier, welches Nothammer stets bevorzugte. Er liebte diesen etwas süßlichen Geschmack von Malz und Hopfen und diese dunkle, braune Farbe. Nothammer blätterte an diesem Sonntag in der neuesten Modellbahn-Illustrierten und dachte dabei darüber nach, ob er nicht endlich die alten Flügelsignale seiner Modellbahnanlage gegen diese modernen Lichtsignale austauschen sollte. Die Modellbahn, das war sein Hobby, sein zweites Leben, wie er es nannte. Hier konnte er den oft grausigen Alltag und all diese psychisch so belastenden Details vergessen. Und sich darin verlieren, eine schöne, kleine Welt zu gestalten ...

Erschienen in:  
Geschichten und  
Gedichte zum Entspannen  
und Chillen  
2025



Heiko D. Felbrici

## Hoffnung

Noch blau der Himmel,  
nur gedämpfter als gen Mittag.  
Und doch, die Sonne küsst den Horizont.  
Gleich liegen Tag und Nacht sich in den Armen.

Bestaun', o Mensch, wie Hell und Dunkel sich vereinen  
und doch strahlt einzeln jedes klar.  
Dich drückt die Sorge, dir will kein Licht mehr scheinen  
und die Verzweiflung macht sich in dir breit.

Doch wie der Morgen strahlend sich aus dunkler Nacht gebiert  
und heller wird mit jeder Stunde um ein Stück,  
ersteht auch dir – ich künd's mit frohem Munde! –  
aus Not und Elend bald ein neues Glück.